Dichtung im höchsten Sinne und der Dichter sagt in ihr das gleiche wie vor dem Kriege, er redete von Dingen die alle angingen, aber die jetzt erst alle sehen konnten. Er war in diesen Erschütterungen der einzige staatliche Dichter der Deutschen und wir werden sehen, wie nur bei ihm und den Seinen der Krieg eine dichterische Gestaltung gewann und was wichtiger ist, nur hier gewinnen konnte. Denn nur in der Gemeinschaft der Dichter war das persönliche Erleben zugleich staatlich, war das staatliche zugleich ein geistiges Geschick und konnte Sprache werden. Ihre Gemeinschaft wurde durch den Krieg weder gewandelt noch zerstört, sondern bezog auch seine Ereignisse in ihren weiteren Weltraum ein und das ungeheuere Geschehen war hier zum geheimnisvollen Erleben Weniger geworden, in das kein Blick von außen eindrang und das dennoch die Schicksale des gesamten Volkes tiefer enthüllte als alles öffentliche Gebaren der stürzenden und steigenden Parteien.

2. KAPITEL: DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE

WELCH ein Furchtbares mußte geschehen sein, daß ein kleines Häuflein auch in diesem erdumgreifenden Ringen der Völker es wagen durfte zu sagen: Hier ist die Welt! Daß es das Gewicht seines Glaubens gegen das der ganzen kämpfenden Menschheit abwog und als schwerer empfand! Daß es das Leben und Sterben der Seinen von dem Leben und Sterben der Millionen abhob und als Mitte des Schicksals fühlte! Daß es dennoch nicht allein und im luftleeren Raume stand sondern sich innerste Seele seines Volkes wußte, dessen kostbarstes Gut es gegen die äußeren wie inneren Feinde hütete: das neue Deutschtum gegen das zerfallende Deutschtum des alten Kaiserstaates wie der neugeschaffenen Republik. Wenn dies schwer zu denken war, so war es noch schwerer dies zu leben: in Sieg und Niederlage weder im Glauben an das geheime Schutzbild zu wanken noch den nötigen Dienst der Stunde zu versäumen, daß nicht Leib und Boden des Vaterlandes zugrunde gehe, in dem der Seher jenes aufgerichtet hatte und unerschüttert seines Amtes waltete. Wie groß auch die Kluft zwischen unserem Volke und den übrigen Völkern war, viel größer war noch die Kluft zwischen dem geheimen Deutschland des Dichters und dem öffentlichen, wie es vor dem Kriege war und nun nach der Zertrümmerung alter Schranken und Bindungen wurde. Es wird für die kommenden Zeiten eines der deutlichsten und seltsamsten Zeichen dieser Spannung sein, daß die elfte und zwölfte Folge, in der sich die Klüftung zwischen geistiger Mitte und eignem Volk, eignem Volk und feindlichem

Umkreis spiegelt, trotz weitester Verbreitung nicht eine einzige öffentliche Stimme weder im Inland noch im Ausland fand, die feindlich oder freundlich ein Wort an diese Dichtungen des ersten Friedensjahres gewandt hätte. Das namenlose Buch blieb ungenannt, obzwar es in mehrere tausend Hände kam und in einer Zeit, da jeder Wisch beredet wurde, umhüllte ein stilles Wunder es ein Jahrzehnt lang ganz mit Schweigen. Antwort kam nur aus den Herzen der besten Jugend, aber was für sie glühendes Feuer in den Gedichten dieser Folgen war, blieb für die draußen eisige Luft.

So kehrte das Verhältnis der Blätter für die Kunst zur deutschen Öffentlichkeit wieder zu den Anfängen ihres unbeschrienen Daseins zurück, ihr Eigenraum blieb unzugänglich und unangetastet, obwohl er nun im eigenen Lande weithin sichtbar geworden war und schon durch wissenschaftliche und andre unmittelbar in die staatlichen Ereignisse eingreifende Werke der Mitarbeiter seine Außenbereiche stetig erweiterte. Das heißt: in den drei Jahrzehnten ihres Kampfes hatte die Blättergemeinschaft die ihr von George eingepflanzte Fähigkeit erhalten und vermehrt, sich die lebendigen Kräfte des Volkes anzuverwandeln und einzuverleiben, ohne von den eignen inneren Kräften auch nur eine einzige in das steigende Chaos der Zeit zu werfen und zu verlieren. „Jüngst", so sagte die Einleitung zur elften und zwölften Folge „erging an uns die Mahnung, daß in diesen gelockerten führerlosen Zeiten es geboten sei, die ausschließende Haltung aufzugeben und an weiteste Kreise sich zu wenden. Freilich ist vieles von dieser Stelle aus seit Jahrzehnten Gesagte heute faßlicher. Doch scheint es, daß unbelehrt durch die furchtbaren Ereignisse das jetzt dahintreibende Geschlecht eher alles andre möchte als auf seine drei oder vier Lieblingsgötzen aus dem vorigen Jahrhundert verzichten — die es so schmählich im Stich gelassen haben. Es vergeudet seinen Kraftrest mit hoffnungsloser Flickerei am Verschlissenen, mit törichtem Aufspüren einer Schuld beim Nebenmann und in allerlei Nebendingen. Die donnernden Worte der Richter, voran Nietzsche, über die Frevel der Neo-Europäer verklangen ungehört. Den Deutschen wurde als den ersten vom Verhängnis die Gelegenheit gegeben zu erwachen: doch die gemeinsamen Wurzeln der Übel zu erkennen — sei es oben, unten, rechts, links oder Mitte — sind erst die Späteren nicht die Gegenwärtigen befähigt. Dadurch wird nach wie vor die Haltung der geistigen Menschen in den staatlichen und gesellschaftlichen Dingen bestimmt. Es hat kaum einen Sinn in diesem allgemeinen Wirrwarr wo alles sich wütend bekämpft hineinzurufen mit einem Wort der Würde, der edlen Leidenschaft oder auch nur der Vernunft. Mag auch mancher Mann der Öffentlichkeit schon zugestehen, daß

er über die ‚Zeichen der Zeit' und ‚was in der Welt wirklich vorgeht' sich zuweilen besser aus Gedichtbüchern unterrichtet hätte als aus Zeitungspapieren: das will nicht viel besagen! Nur den wenigen dürfte es einleuchten, daß in der Dichtung eines Volkes sich seine letzten Schicksale enthüllen".

Im Augenblicke wo Heer und Staat zertrümmert waren und die ganzen Hoffnungen auf Erneuerung in den Herzen derer zusammenbrachen, die nicht gerade von einer veränderten Staatsform das kommende Heil erwarteten, sah der Dichter in seinem Reiche keinen Stein erschüttert. Die Dichter hatten inmitten des verwirrten Volkes das stille Denkmal dieser Jahre aufgerichtet: die Dichtungen eines Jahrfünft voll Leid und Opfer aber auch voll der Gewißheit ungebrochenen Lebens wie voll Willen es zu wahren wider tausendfachen Untergang, der von drinnen und draußen über unser Dasein spülte. Indem die Dichter vom Schicksal der ihnen nahen Leben sangen, sangen sie am wahrsten auch das ganze Schicksal ihres Volkes, indem ihre Stimme im geistigen Raume ihrer Gemeinschaft klang, den weder der Krieg geschaffen hatte noch Enttäuschung und Niederlage zerstören konnte, sprach sie echter aus dem innersten Herzen des Vaterlands als die der Rückgewandten, die nichts mehr ihr eigen nannten, und der Neuerer, die vom Verzehr der zerfallenden Reste leben.

George eröffnete wie immer den Reigen, er stellte eine der unausdeutbaren Strofen Maximins als Stern über „die Winke", welche drei Blitzen gleich den ganzen Tiefenraum seines Lebenswerkes erhellen: das Wunder des rechten Augenblicks, das Zeichen der Gottheit, das Wachsen derer die sehen und glauben. Dann folgen die „Gebete", von denen das erste schon die zehnte Folge brachte, jene wundersamen Zwanzigzeiler, die je aus einer dunklen und einer hellen Hälfte bestehen und innerhalb dieser Teile mit einem zarten An- und Abschwellen verschiedengeordneter Glieder wechseln, bis ein zwei- oder dreifacher Schlußreim die Sinn- und Maßbewegung auffängt und leise verklingen läßt. Sie haben den sanftesten Ton in der gesamten Dichtung Georges und dies hat wohl Verwey bei der Besprechung des ersten in der zehnten Folge zu dem Glauben verführt, daß in diesem wellenhaften Fließen ein Verzichten des Dichters ausgedrückt sei. Sie enthalten nichts dergleichen, wohl aber eine neue Wandlung zum Ereignis Maximin: das persönliche Verhältnis des SIEBENTEN RINGS und das staatliche des STERNS zu ihm sind hier zu einer höheren Einheit verbunden. Zu seiner Erscheinung in der Zeit und seiner Durchstrahlung der Gemeinschaft ist die Sicht auf das Immerbleibende seines Bildes getreten, das würdig zu preisen auch die Kraft des Größten nicht reicht. Wie er stetig in viele Edle einstrahlt, so wird sein Preis auch

hundertstimmig von ihnen ausstrahlen und nicht verzichtend beugt sich der Dichter vor der höheren Gewalt seines Gottes sondern als Einer, wenn auch der Mächtigste derer, die mit ihm ehren und ehren werden in kommender Zeit. Eben darum darf er zu seinem weiten, schon künftige Geschlechter einbegreifenden Lobgebet auch das Dankgebet fügen, daß ihm in den schlimmsten Wirren der Zeit, wo ihm selbst das Vertrauen auf seine eigne Kraft zu wanken drohte, die hehre Gestalt Tal und Stadt verwandelte und ihn mit neuem Mute füllte, darf er das Bittgebet sprechen, es möge ihm gewährt sein, im Wechsel von Glück und Dunkel sich immer neu an der Flamme des schönen Lebens zu entzünden und sich stets aus den flutenden Kreisen der Träume und Sehnsüchte zum ruhenden Stern der Mitte zurückzufinden. Nach diesen Gebeten richtete er dem Seher und „Rufer des Neuen Gottes", Hölderlin, die Lobrede auf und beschloß mit ihr den Preis der Väter und Ahnen, den er in den frühen Jahren begonnen hatte.

Zwischen der Rede auf Hölderlin und dem „Brand des Tempels" stehen die Gedichte und Sprüche auf die Toten und die Lebenden, zwischen der Ehrung des frühen Sehers und der Sicht auf den künftigen Helden das Gedenken an die Gegenwart: Sprüche des trauernden und liebenden Meisters. Wir sahen wie von Beginn an in den Blättern Loblied und Spruch auf die lebenden, Klage und Trauergesang für die verstorbenen Freunde eine wesentliche Form der dichterischen Äußerung waren. Diese Widmungen haben im gemeinsamen geistigen Raum ihren besonderen Klang über das persönliche Verhältnis hinaus und weben nicht nur um die Lebenden und Toten ein unzerreißbares Band sondern schaffen für die Gesamtheit aller eine heilige Überlieferung von unvertilgbarer Dauer. In der elften und zwölften Folge haben diese Widmungen durch den Schicksalswind des Krieges eine neue Fülle und Dichte erhalten: ohne aus dem inneren Raum der Gemeinschaft zu treten, sind sie Sinnbilder des ganzen vaterländischen Geschehens. Das Eingangsgedicht Georges „An die Toten", furchtbarer Mahnruf für die Geknechteten und Erschlafften, brausender Aufruf an die kommenden Sühner und Sieger, stellt diese Vereinigung in der weitesten Umgreifung dar.

Manche von denen, die mit dem Segen Georges ausgezogen waren, kehrten nicht mehr zurück. Der Meister dachte ihrer aller, die Freunde ihrer Nächsten und Liebsten. Wir sagten schon vom Tode Heinrich Friedemanns und Norbert von Hellingraths, die das dritte Jahrzehnt noch nicht durchlebt, Wolfgang und Balduin, die es kaum begonnen hatten, folgten ihnen nach. Daß aber der Meister und die ihm Nahen zuletzt nicht von dem äußeren und allgemeinen, sondern von einem tieferen nur ihnen faß-

lichen Verhängnis bedingt waren, dafür zeuge der Tod, den Wenghöfer sich selber gab, dafür auch das Ereignis, das George mit dem Gespräch „Victor—Adalbert" festhält und deutet: zwei Jünglinge finden den Untergang — und einen heroischen Untergang! — zwar während des Krieges aber nicht durch den Krieg.

Wenghöfer hatte sein letztes Gedicht in die achte Folge gegeben und war dann verstummt. In den Jahren einer sich ganz in Werk und Leben erfüllenden Gemeinsamkeit der Freunde stand er still beiseite, und während Ernst Gundolf, mit dem wir ihn bei beider Eintreten in die siebente Folge verglichen, seine ähnlich herbe Verschlossenheit so weit löste, daß er ohne seine Art zu wandeln fast heiter den Dienst des Sichtens und Ratens tat und auch im „Jahrbuch" seine Kraft an einem bedeutenden europäischen Namen versuchte, geriet Wenghöfer in eine innere Vereinsamung, aus der ihn die oft entgegengestreckten Freundeshände nicht befreien konnten. Er hatte die späte Welt der letzten Bildungsgesellschaft noch einmal in tiefen traumhaften Sichten aus seiner Seele erstehen lassen, doch aus ihnen sprach nur Trauer, Müdigkeit und Untergang, kein Strahl von Glück und Glanz brach mehr aus diesen tragischen Erinnerungen einer künstlich überfeinerten Welt. Er sprach es aus, daß dieser Weg nicht nochmals für ihn gangbar sei und suchte und sah den Weg, der darüber hinaus ins Freie und Neue führte, aber er konnte ihn nicht beschreiten. Gerade dieser Mensch mit dem Blick begabt, jede höhere Forderung zu erkennen, von der Unbedingtheit erfüllt, das Schwerste und Letzte zu wollen, sah das harte Geschick vor Augen, das nicht erreichen zu können, was anderen mühelos zufiel, die Stufe nicht betreten zu können, über die er die Nächsten freudig schreiten sah. Und dabei hatte er wie keiner ein tiefes Wissen um die Technik des Dichterischen sowohl in der deutschen wie in den fremden Sprachen.

Die Schicksalsluft des Krieges und der darauffolgenden Erschütterungen mag man im „Brand des Tempels" verspüren, obwohl die hier getane Sicht weit darüber hinausreicht . . . Die weite Spannung zwischen den stillen Feiern: Winke Gebete und Lobrede, und diesem Vielgespräch wird zunächst im Sprachlichen sichtbar. Statt des welligen Flusses schön gewogener Abmessungen herrscht hier der erregte Fall und Stoß von handelndem Wort und Widerwort, statt des sanften Tones der „Gebete" der härteste eisigste Ton in der ganzen Dichtung Georges, das tödliche ja das tötende Wort der Tragödie, von dem Hölderlin spricht, ist in ihm wieder erstanden und weht uns mit dem Schauer der Unerbittlichkeit an. Daß die Hauptgestalt des Heunenführers nur durch die Münder der ratlosen zagenden und erschreckten Priester erscheint, vermehrt nur ihre

Wucht. Daß sie dem verratenden Freunde, der ränkesüchtigen Ahnmutter, der holdseligen Pamfilia gegenübergestellt ist, steigert noch ihre unbrechbare Hoheit und zeigt uns in einem unmerkbaren Schwanken das Wesen dieses Helden: den noch ganz in früher Unbewußtheit gebundenen aber triebklaren Herrscher, der stark aber nicht roh, tief erschütterbar aber unbeugsam ist, ein Bild das an die Heldenjünglinge der griechischen und germanischen Sage, an Achill und Siegfried, aber zugleich an Alexander und Napoleon erinnert und dennoch durch einige Züge in noch frühere Vorzeit, durch andre in ein kommendes Alter deutet.

Nicht um den Kampf von Volk wider Volk handelt es sich in der Dichtung, sondern um den einer jungen Welt gegen eine absterbende voll schöner aber welker Reize, um den Kampf eines lebendigen Helden gegen toten Dienst und starrgewordene Formen, in denen das Leben nicht mehr kreisen kann. Die ursprüngliche frische Kraft des Beginnes stellt sich in dem Heunenführer gegen eine späte Zeit, die sich in der Häufung des Reichtums und im Bewahren der Kostbarkeiten, in der Pflege der Schwachen und in ohnmächtigen Gebeten erfüllt, und nie noch wurde diesen gepriesenen Tugenden überalteter Geschlechter ein so unbarmherziges Todesurteil gesprochen wie aus seinem Munde. Er weiß, daß nicht Milde noch Mitleid, nicht Schatz noch frommer Altar helfen, wenn die Herzen welk und die Geister verfallen sind, er weiß, daß auch das Wunder des kostbarsten Tempels, wenn es dem Sinn des Lebens entgegensteht, im Feuer auflodern muß, damit es heiligneu aus der Asche erstehe. Kein Hinweis auf noch so vernichtende Gewalten der Gegenwart genügt, um das Gedicht auszuschöpfen: etwas fern Drohendes, rätselhaft Unerdenkliches blickt uns aus den kühlen Augen des Heunenführers an.

Den äußersten Abstand von dieser unerbittlichen Ankündigung drohender Einstürze hält die beinah hellenische Liebenswürdigkeit der Gedichte, die gegen Schluß des Bandes den größten Raum füllend sich um die Reihen „Heiße Abende" und „Sternwandel" anordnen, wonach wir ihren Dichter den Sternwandeldichter nennen. Selbst jung gibt er Muster und Beispiel der neuen jugendlichen Haltung an, die durch das sichere und freie Ebenmaß dieser Verse hindurch körperhaft fühlbar wird. Ein Luftraum gesteigerten dichterischen Lebens ist nötig, damit ein fast noch im Knabenalter Stehender befähigt werde, sich so ungebrochen kundzutun: daher die vielleicht einzige Mischung des Kindlichen und Tiefwissenden im Ton. Auch innerhalb der übrigen Blätterdichtung haben diese Verse eine neue Gebärde. Wenghöfer, der sie noch als Handschrift las, sagte von ihnen, sie hätten das ganz Unerwartete: eine deutsche Grazie. Unbegreiflich bliebe ihre so frühe Vollkommenheit, wenn nicht die Natur wie

zum Ausgleich mit dem nah bevorstehenden Ende alles in die wenigen Jahre der Entfaltung des Dichters zusammengedrängt hätte. Hier redet ein jugendlich selbstherrlicher Fürst, der hat was er braucht und darum mit der Schlichtheit des höchsten Kindes spricht, der gelöst ist ohne locker, stolz ist ohne anmaßend zu sein, der alle Wucht und Größe scheinbar leicht und spielend von sich ausgehen läßt aber in seiner einfachen angeborenen Anmut dennoch undurchdringlich bleibt.

Mit Recht ließen sich die Jüngsten von diesen Versen nachhaltig ergreifen und erschüttern. Uns Älteren aber gönnen sie in ganz anderer Weise wie der „Brand des Tempels" einen Blick in Unerschlossenes: das Menschtum eines eben entstehenden Adels und neue Möglichkeiten des Dichterischen.

Den Band beschließen Lieder des Meisters: ein drittes wiederum anderes Vorzeichen einer noch verhangenen Wirklichkeit. Beim „Neuen Reich" werden wir zu berichten haben, wohin sie deuten.

3. KAPITEL: DIE ELFTE UND ZWÖLFTE FOLGE (FORTSETZUNG)

VON den übrigen Gedichten der elften und zwölften Folge rufen die Wolfskehls am grellsten das Bild der Verderbnis des europäischen Menschtums auf. Alle düsteren Sichten Jacob Burckhardts, alle höhnenden Flüche Nietzsches und des frühen Wagner über ihr Jahrhundert haben in ihnen unter dem Eindruck des jähen Zerbrechens der letzten noch erhaltenen Formen durch den Weltkrieg eine bis zum apokalyptischen Grauen gesteigerte dichterische Verkörperung gefunden. Nicht mehr den fast noch gestalthaften Endchrist sieht er nahen, sondern den „Fliegengott" der Massen, die alles Hohe bespeien, sich ihrer Niedrigkeit und Gemeinheit rühmen und ihres ekligen Gewimmels froh sind. Nicht vom Untergang der Völker reden seine unheimlichen Sprüche sondern von der Zersetzung des Gewürms, nicht vom Brand einer Welt sondern vom Verfaulen einer Unwelt. Wie lichte Streifen einer fernen Morgendämmerung stehen auch in diesem Düster die fast kindlich-frommen Prophetien des „Finis Initium" und das erste der „Zeichen", aber vor und hinter ihnen schwelen die zerfallenden Wesenheiten der Endzeit in schwefeligen Dämpfen und es gelingt Wolfskehl in einigen dieser Gedichte das Unmögliche: dem Wesenlosen selbst, dem Noch-Nicht und Nicht-Mehr-Sein rhythmischen Ausdruck zu leihen. Was ihn von je auszeichnete, wuchs unter dem Aufbruch ganzer Schicksalsmassen zu einer furchtbaren